

GERHARD HAEUPTNER ZUM GEDENKEN *

Von Otto Friedlich Bollnow, Tübingen

Am 1. Juni 1967 starb im 58. Lebensjahr der frühere Tübinger Privatdozent Dr. Gerhard Haeuptner. Eine schwere Krankheit hatte ihn schon vor Jahren zur Aufgabe seiner Lehrtätigkeit gezwungen. Weil seine Arbeiten wenig bekannt wurden und es ihm nicht mehr vergönnt war, seine lange vorbereitete Ethik abzuschließen, wollen die folgenden Zeilen in einer vorläufigen Weise auf diesen abseits der gebahnten Wege gehenden eigenständigen und gedankenreichen Denker hinweisen.

Gerhard Haeuptner war ein Philosoph in der tieferen Bedeutung dieses Wortes: nicht im Sinn eines von ihm betriebenen Wissenschaftszweiges, sondern in dem einer den ganzen Menschen erfüllenden Lebenshaltung. Er war darin den von ihm bewunderten alten römischen Philosophen vergleichbar, die in stolzer männlicher Haltung das Leben in seiner schicksalhaften Schwere zu begreifen versuchten. Haeuptners zentraler Begriff, um den im Grunde sein ganzes Denken kreiste und den er in immer neuen Ansätzen zu bewältigen versucht hat, war der des Schicksals, schärfer gesprochen des Verhängnisses, das *Fatum* in der Sprache der Römer. Hier sah er die vergessenen Untergründe unseres Daseins. „Eine Wiedereinsetzung des *Fatum*s in seine Rechte“ erschien ihm darum „nicht nur philosophisch dringlich“, sondern eine Lebensfrage unseres gesamten Daseins, eine Rückkehr „zu den Quellen der inneren Lebendigkeit der Geschichte“ (13)¹. Haeuptner war selber im Grunde ein antiker Mensch. Am Bild der Antike maß er die Gegenwart – und fand sie zu leicht. Auseinandersetzung mit dem bedrängenden Verhängnis ist darüber hinaus sein ganzes eigenes Leben gewesen, bis in die letzte schwere Krankheit hinein. Sein Denken wuchs aus seinem Leben.

Aber das Verhängnis war ihm nicht die schlechthin zerstörende Macht, der die Menschen hilflos ausgeliefert sind, sondern der „temporale Urzustand“ des menschlichen Lebens (9), die „Vor-geschichte“ als die „Naturform der Geschichte“ (15), aus der sich die Geschichte entwickeln muß und in der sie immer verwurzelt bleibt. Er sieht den Menschen also in seiner Doppelstellung: „Der Mensch steht gefährdet zwischen der Urerfahrung der Fatalität (,Vor-geschichte‘) und dem Appell zur Überwindung dieser Fatalität (auf daß ‚Geschichte‘ werde)“ (57). Aber er fand, daß alle modernen Analysen der menschlichen Zeitlichkeit „zu hoch“ ansetzt (143), weil sie diesen elementaren Boden überspringt und sich in einer leeren Freiheit verliert. Demgegenüber geht es ihm um „das Ausgewogensein von *Fatum* und Geschichte“ (12), und darin ineins um die Verknüpfung von „*Fatum* und Ethos“ (59, 186). [613/614]

Hier sah er das Versagen der modernen Existenzphilosophie, die in der Hybris der isolierten Freiheit das tiefere Einssein mit der Welt verloren hat, die an ihrer Freiheit „ersticken“ muß (142) und in der Einsamkeit einer „existentiellen Entschlossenheit“ (178) nur noch scheitern kann. Er wendet sich gegen die „metaphysische Überhöhung des Scheiterns“, wie Jaspers sie vertreten habe. Er will statt dessen eine „Philosophie des gelingenden geschichtlichen Handelns“ (107, vgl. 20). Er betont mit Nachdruck: „Unsere Welt ist ursprünglich auf das Gelingen angelegt. ... Nichts ist unberechtigter als der Totalitätsanspruch der existentialistischen Lebensdeutung: was Geschichte sei, läßt sich nimmermehr zureichend von der ‚Sorge‘ oder vom ‚Scheitern‘ her begreifen, sondern nur vom Phänomen des ‚Überflusses‘ aus. Damit aber

* Erschienen in der Zeitschrift für philosophische Forschung, 21. Jg. 1967, Heft 4, S. 613-618. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

¹ Die Seitenzahlen in den Klammern beziehen sich auf die Schrift „Verhängnis und Geschichte“ (s. Schriftenverzeichnis auf S. 617).

ergreifen wir das *ens realissimum* der geschichtlichen Welt: nämlich das Dasein des Helden als des ‚unexistentialistischen‘ Menschen *par excellence*“ (C41, vgl. 70 ff.)². Er fragt nach den Bedingungen des Gelingens. Darum erforscht er immer wieder die großen Helden der Geschichte, die „Söhne des Glücks“, wie Plutarch sie für die Antike gezeichnet hat. Darum studiert er unermüdlich die Autobiographien großer geschichtlicher Persönlichkeiten, vor allem die Aufzeichnungen des von ihm geliebten und bewunderten großen Napoleon.

Von hier aus begreift er das Versagen unserer Zeit, einer Zeit der Absichtlichkeit und des planenden Denkens, die durch den „Furor des Machenkönnens“ (109) beherrscht sei. Denn der Erfolg läßt sich nicht in gerader Linie erstreben, und jeder noch so sorgsam ausgeklügelte Plan greift immer schon zu kurz, weil er nur in den Formen einer schon bestehenden Welt denken kann. Er kann nie etwas wirklich Neues hervorbringen, denn „das planend Anvisierte (ist) zwar nicht realiter, aber doch vorstellungsmäßig für mich schon da, nämlich als vorweggenommen“ (49). „Höchste Planhaftigkeit bedeutet, daß überhaupt nur das Gestern ... existiert“ (109). Oder noch schärfer zugespitzt: „Im planenden Entwerfen bin ich mein eigenes Perfektum“ (49). „Wer bewußt planend gradeaus geht, gerät immer wieder in die bereits durchlaufenen Bahnen hinein“ (49). „Je vorbedachter der Mensch handelt, je weniger er sich von der Zukunft ‚geben‘ läßt, um so weniger ist er des Neuen fähig“ (48). Die Welt wird für ihn zum mechanischen Ablauf, in den von außen dann die Störungen einbrechen.

Wer Erfolg haben will, der „Sohn des Glücks“, der darf sein Ziel nicht in gerader Linie anstreben, er muß es gewissermaßen von der Seite, im „Bogen“, in der „Kurve“ angehen, wie Hauptner in immer neuen Wendungen sagt. Er muß sich der „Bahn des Schicksals“ anpassen, die „nicht mit der Bahn unseres Planens übereinstimmt“ (92). Er darf auch nicht ungeduldig werden, sondern muß warten können, bis der richtige Augenblick kommt. Er muß, wie Hauptner gern sagt, „einschwingen“ in den Lauf des Geschehens. Er muß im „Einvernehmen mit den Dingen“ leben. Der Weg, der zum Gelingen führt, ist nicht gerade, sondern gekrümmt. Das ist das Thema seiner klugen Studie über „das Zeitfernrohr“ und liegt auch dem späteren Buch als leitender Grundgedanke zugrunde. Darum studiert er in einer anderen tief sinnigen Studie die Memoiren des großen Abenteurers Giacomo Casanova, dieses besonderen „Sohn des Glücks“, dem die Erfolge wie von selbst zufallen, weil er sich nicht von der [814/615] Absicht leiten läßt, sondern vom Zufall, und mit leichter Hand, graziös und wie im Tanz die Dinge zu nehmen und den Augenblick zu ergreifen weiß. Und doch ist Casanova keineswegs sein Ideal, sondern nur ein Modellfall auf niederer Ebene. Casanova erreicht nicht den Bereich echter Geschichte. Er hat „zwar Erfolge ... aber er schafft nichts und bereichert nicht die Welt“ (C 58, vgl. C 12, 50). Er ist nicht schöpferisch und bringt nichts Neues hervor. „Hier erkennt man den Gegensatz zwischen Casanova und dem Menschen des schöpferischen geschichtlichen Handelns“ (C33). Darum verfällt er schließlich der Langeweile einer zur Perfektion gebrachten Wiederholung immer desselben Spieles.

Hier setzt dann das tiefere Problem ein: das des schöpferischen geschichtlichen Handelns, das die Welt verwandelt, indem es Neues hervorbringt. Und damit kehren wir zu Hauptners Grundbegriff zurück, dem des Verhängnisses, das er von der Welt der Griechen her aufzuheben versuchte; denn nur in seinem Rahmen sei das schöpferisch Neue möglich. Das Verhängnis, sagten wir schon, ist bei Hauptner nicht die blinde zerstörende Macht, wie im modernen Schicksalsdrama (etwa der „verhängnisvollen Gabel“): „Was wir ‚das‘ Schicksal oder ‚das‘ Verhängnis nennen, ist keine fremde, über uns verfügende Macht (wie gemeinhin angenommen wird), sondern es ist unser frühester, noch im Horizont des Gegebenseins stehender Daseinsentwurf, bei dem sich die Verbindung von Ich und Welt nicht ‚irrational‘-zu-fallend herstellt“ (168), mit einem Wort: Daseinsentwurf noch auf der vor-geschichtlichen Stufe.

² Die Seitenzahlen, denen ein C vorangestellt ist, verweisen auf die Schrift „Giacomo Casanova“ (Nr. 11 des Schriftenverzeichnisses).

Hauptner versteht das Verhängnis als eigensten Entwurf des Menschen, der aus dem Unbewußten aufsteigt und vor allem bewußten Planen und Entwerfen den Verständnishorizont aufspannt, in dem die Dinge dem Menschen begegnen können und innerhalb dessen ein Planen überhaupt erst möglich wird. Hier liegt darum der tiefere Grund gegenüber den modernen, zu kurz greifenden Auffassungen von der Zeitlichkeit: „Unbewußt handelnd entwirft sich der Mensch a priori-überholend auf Ziele hin, die sozusagen weiter vorn liegen, als das bewußte Entwerfen überhaupt vorzusehen vermag“ (22). Dabei muß der Begriff des Unbewußten richtig verstanden werden. Er bedeutet nicht im Freudschen Sinn einen „Raum“ „unterhalb“ des Bewußtseins (C 39), nichts uns „a tergo Determinierendes“ (54), kein „instinktives Getrieben-sein“ (22), und so auch keinen „dunkeln Rest“, den es vollends bewußt zu machen gelte (54), sondern eine ursprüngliche „Weise da zu sein“ (C 39), den ursprünglichen Charakter des schöpferischen Handelns und insofern die „Urmöglichkeit der Freiheit, als ein höchst ursprüngliches Vor-sehen dessen, was prinzipiell nicht (kalkulierend) vorausgesehen werden kann“ (C 40/41). Darum wendet sich Hauptner auch entschieden dagegen, im Sinn eines lebensphilosophischen Irrationalismus mißverstanden zu werden.

Das Unbewußte ist also das alles Planen überholende Vorlaufen, das den Horizont eröffnet, innerhalb dessen das „Neue“ entstehen kann. Mehrfach führt Hauptner das Wort Cromwells an, daß der am weitesten kommt, der nicht weiß, wohin er geht (C 42). Er nimmt auch mit Nachdruck die Wendung Blochs von einer „Dämmerung nach vorwärts“ auf (21), um den sich so eröffnenden Raum zu bezeichnen, aus dem heraus das Neue, Unerwartete dem Menschen entgegentreten kann. Denn das schöpferische Tun geschieht nicht in der geraden Linie der Verwirklichung eines zuvor klar gefaßten Plans. Das Unbewußte muß [615/616] vielmehr seinen „Schatten“ vorauswerfen, und das bewußte Tun ist dann das „Einholen“ des vorausgeworfenen Schattens. Das schöpferische Tun bedarf, um einen von Bilz übernommenen Begriff hineinzunehmen, eines „Schrittmachers“ (139).

Damit ist zugleich die Stelle bezeichnet, wo der Mensch sich über die vorgeschichtliche Form des Verhängnisses als einer bloßen „Vorform“ der Geschichte zur vollen Geschichtlichkeit erhebt: dort nämlich, wo er das vorformend Antizipierte in ausdrücklicher Anstrengung „ein-holt“ und die noch „undichte“ Wirklichkeit zur klar umrissenen Gestalt „verdichtet“: „Geschichte konstituiert sich in der Weise des ‚Dichtens‘ – als ein Verdichten im Horizont prinzipiellen Un-dichtseins“ (137). „Das ‚Bild‘ dessen, was man – um mit Friedrich Rückert zu reden – ‚werden soll‘, verwirklicht sich niemals in direkter Aktion durch das Geschenk der Gnade ... sondern nur in radikaler Durchgeschichtlichung der Existenz“ (57). „Denn die antizipierende ... ‚Unbewußtheit‘ des Handelns ist zwar die unveräußerliche Basis aller Geschichte; aber dennoch besteht die dringende Forderung, sie zu überwinden ... Die Fatalität der Vorgabe als des überholenden Zukünftigseins treibt den Prozeß des Geschichtewerdens insofern aus sich heraus, als alles ‚Unbewußte‘ ein Ungenüge darstellt, das in volles Bewußtsein, in volle ‚Gegenwart‘ verwandelt werden will. Dieses In-Freiheit-Setzen der ursprünglichen Fatalität des Überholens kann nur als der reale Prozeß des Sich-Einholens gedacht werden, der den eigentlichen geschichtlichen Fortgang der Zeit ausmacht. ... Im vollen, seiner selbst mächtigen ‚Können‘ des Menschen erlöst sich alle Zeit aus der Fatalität zur Geschichte hin“ (C 49).

Mit der Forderung dieses ausdrücklichen Sich-selber-Einholens erhebt sich zugleich aus dem Boden dieser vor-ethischen Daseinsformen die ethische Forderung. An einer so begründeten Ethik hat Hauptner die letzten Jahre seines Lebens, schon unter dem Schatten der Krankheit gearbeitet, aber er hat sie nicht mehr vollenden können. Aber eine solche Ethik steht nicht im leeren Raum und eine Geschichte, die alles nur sich selbst verdanken will und sich nicht mehr vom Fluten eines umfassenden „Stromgeistes“ getragen fühlt, würde sich im Leeren einer existentiellen Entschlossenheit verlieren, wenn sie nicht zurückgebunden bliebe an den Boden der Vor-Geschichte. „Fatum und Ethos“ durchdringen sich „in einer unauflösbaren Einheit.

Geschichte gründet weder im Fatum allein noch im Ethos allein, sondern in einem gegenseitigen („dialektischen“) Sichkonstituieren dieser beiden Grundverhaltensweisen des Menschen“ (187). Das ist der tiefe Zusammenhang, den ich nur unzulänglich und im letzten wohl unverständlich andeuten konnte. Hauptner war, wie aus diesen Ausführungen wohl deutlich geworden ist, ein sehr eigenwilliger Denker, den zu verstehen oft schwerfällt. Er geht, wie er selbst schreibt, nicht „die breiten, geraden Straßen der Wissenschaft, auf denen man sicher und zustimmender Begleitung gewiß vorangeht, sondern vielfach nur den ‚Indianerpfad‘, der gefährlich und unbeliebt ist, aber auf seinen Krümmungen oft überraschende Ausblicke bietet“ (9). Aber er geht diesen seinen „Indianerpfad“ nicht aus beliebiger Laune, nicht aus Freude am Ungewöhnlichen und Sonderlinghaften, sondern weil es der einzige Weg ist, in „Neuland“ vorzudringen, das so schwer zugänglich ist, daß es sich anderen Methoden entzieht. Und dieses Neuland [616/617] wiederum lockt ihn nicht als ein in beliebiger Ferne liegendes Abenteuer, sondern weil es hier um die tiefsten Grundlagen des menschlichen Daseins geht, von denen unser Verständnis des Mensch-seins in entscheidender Weise abhängt.

Von hier aus ist auch die Art zu verstehen, wie Hauptner die Dichter in die Fragen seines Philosophierens hineinzuziehen wußte. Von ihnen wußte er sich hilfreiche Auskünfte zu verschaffen, die auf den gebahnten Wegen der Philosophie nicht zu erhalten waren. Er lebte mit den Dichtern, und nicht nur mit den bekannten Großen der Weltliteratur, sondern auch die unbeachteten und entlegen scheinenden wußte er zu entdecken und für sich fruchtbar zu machen. Was in seinen Arbeiten an Dichtern genannt und zum Teil ausführlich gedeutet ist, von Rußland bis Amerika, von der Antike bis zu den jüngsten Veröffentlichungen, an Kriminal- und Abenteuergeschichten, das füllt eine ganze Bibliothek.

Er verstand es zu lesen. Er hatte dabei einen geheimen Spürsinn, der ihn zu unerwarteten und wertvollen Funden führte. Das alles ging in seine Arbeiten ein und bereicherte und bestätigte sein Denken.

SCHRIFTENVERZEICHNIS

1. Die Geschichtsansicht des jungen Nietzsche. Versuch einer immanenten Kritik der Zweiten Unzeitgemäßen Betrachtung: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben. 242 S., Stuttgart 1936
2. Über die Zeitkonserve und das Problem des Revenant. *Psyche*. 3. Jahrg. 1949. S. 34-76
3. Old Shatterhand – Praeceptor Germinae? *Berliner Hefte für geistiges Leben*. 4. Jahrg. 1949. S. 188-191
4. Über ‚Schrittmacherphänomene‘ und ‚vollendete Rollen‘ in der Geschichte. *Psyche*. 4. Jahrg. 1950. S. 189-200
5. Über das Zeitfernrohr. Vorbemerkungen zu einer philosophischen Analyse der Historizität des geschichtsbildenden Subjekts und der Zeitgestalt der historischen Welt. *Zeitschrift für philos. Forschung*, Bd. IV, S. 498-526, Meisenheim/Glan 1950
6. Kleine Philosophie der Treppe. *Die Sammlung*. 5. Jahrg. 1950. S. 580-590
7. Die gerettete Grazie. *Die Sammlung*. 6. Jahrg. 1951. S. 593-595
8. Fortuna im Exil. *Philosophische Studien*. Bd. II. 1951. S. 363-368
9. Maß und Übermaß. *Die Sammlung*. 7. Jahrg. 1952. S. 246-252
10. Giacomo Casanova. Versuch über die abenteuerliche Existenz. *Die Sammlung*. 8. Jahrg. 1953. S. 252-255
11. Giacomo Casanova. Versuch über die abenteuerliche Existenz. Meisenheim/Glan 1956.

75 S.

12. Verhängnis und Geschichte. Ein geschichtsphilosophischer Versuch. Meisenheim/Glan 1956. 187 S.
13. Über das ursprüngliche Sichvonselbstverstehen des Moralischen. Die Sammlung. 11. Jahrg. 1956. S. 16-22
14. Der Jäger Natty Bumppo. Das Bild des Menschen in den Lederstrumpferzählungen James Fenimore Coopers. Jahrbuch für Amerika-Studien. Bd. 2. 1956. S. 181-196
15. Sherlock Holmes, der Detektiv. Die Sammlung. 13. Jahrg. 1958. S. 68-71
16. Tat und Untat. Zeitschrift für Philosophische Forschung. 12. Bd. 1958. S. 87-101